



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Carriere, M.: Gebilde der Menschenhand in der Urzeit.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gebilde der Menschenhand in der Urzeit.

Es steht nun fest, daß der Mensch viel älter ist, als man bis vor kurzem glaubte, daß er noch ein Genosse von Thieren war, die nun untergegangen sind, daß die Entwicklung zur Cultur sehr langsam geschah. Die Organismen zeigen eine mit der fortschreitenden Erdbildung aufsteigende Reihe vom Einfachen zum Reicherem, Vollkommenerem, von der Zelle zum vielgliederigen harmonischen Zellenbau. Das Anfängliche, Niedere ist die Grundlage aus welcher das Höhere hervorgeht. Diese Ansicht einer zusammenhängenden Entwicklung des Ganzen, der bereits Kant, Herder und Goethe huldigten, hatte für mich längst etwas Ansprechendes, ehe Darwin sie in den Mittelpunkt der Naturforschung und des Zeitbewußtseins stellte, und ich begrüßte sie freudig, da sie in der Veränderlichkeit und Vererbung, im Kampf ums Dasein und in der natürlichen Zuchtwahl uns Hebel und Vermittelungswege aufzeigte, kraft deren die Fortbildung sich verwirklicht und alles in der Natur natürlich geschieht. Aber eine Entwicklung vollzieht sich von innen heraus nach einwohnenden Principien und ihre Bewegung geht in bestimmter Richtung, sie hat ein Ziel, das liegt in ihrem Begriff; und wenn der Materialismus ohne Princip und Zweck blos durch äußere Veränderung und eine Anpassung an wechselnde Zustände der Außenwelt die Reihe der Organismen entstehen, sie mehr von außen zurechtgedrückt, als von innen geformt werden läßt, so setzt er zugleich den Zufall an die Stelle des Vernunftgesetzes und leihet einer blinden Nothwendigkeit die Erfolge des sehenden ordnenden Geistes. Nach meiner Ansicht ist es der innere Trieb lebendiger Wesen, welcher neue Formen hervortreibt im Kampf mit der Außenwelt oder unter begünstigenden Bedingungen von außen, und diese Formen bestehen, wenn sie zweckmäßig sind, wenn sie eins der Bildungsgesetze erfüllen, eine der idealen Typen ausführen,

die im Weltplan angelegt sind. Das Individuum einer neuen Art ist stets nur dadurch möglich, daß die Eltern etwas von ihnen Verschiedenes erzeugen, daß im befruchteten Keim die Anlage eines vorher nicht vorhandenen Wesens gegeben ist. Daß jedes Wesen seine Eltern nicht bloß wiederholt, sondern etwas Eigenthümliches ist, bahnt den Weg zur Weiterentwicklung der Arten, aber sie vollzieht sich immer doch nur dadurch, daß einer noch nicht realisirten Lebensidee die Möglichkeit zur Erscheinung geboten wird, daß die alldurchwaltende Kraft der Natur die Eltern zu Organen macht, durch welche sie ein neues Ziel erreicht, ein höheres Bildungsgesetz erfüllt. So macht nicht das Niedere das Höhere, nicht die Affen den Menschen, sondern sie sind die Mittel, kraft welcher und durch deren Vermittelung der Schöpferwille seine Gedanken ausführt. Dies Zusammenwirken göttlich allgemeiner und geschöpflich individueller Thätigkeit bringt Geschichte in die Natur, Natur in die Geschichte; dadurch haben wir keinen bloßen Kreislauf stets wiederholter gleicher Nothwendigkeit; darum keine planlose Verwirrung immer sich ändernder Einzelbestrebungen; das Göttliche gibt aus seiner Wesenheit die Kraft, die Anlage, und setzt das Ziel; am Natürlichen, Individuellen ist es nun durch eigene Thätigkeit sich zu entwickeln, zu seiner Bestimmung sich emporzuarbeiten oder auch in eine neue höhere Sphäre sich zu erheben, für welche die realen und idealen Bedingungen bereit liegen, vorhanden sind für den Willen, der sie ergreift.

Einen fertigen Organismus wie den Menschen zu schaffen, ist völlig unmöglich, weil es dem Begriff des Organismus widerspricht, in welchem es liegt, daß er durch eigene Kraft sich bildet, aus einfachem Keim sich entfaltet und fortwährend das entfaltete Mannichfaltige in sich einigt. Nur die Zelle also wäre zu schaffen, oder wäre im Zusammentreffen der sie bildenden Atome gegeben, wie der Materialismus meint, indem er das Leben statt aus der Lebenskraft, der Seele, lieber aus dem Todten durch einen Wortspruch hervorbringt: aber die Zelle braucht eine neunmonatliche Entwicklung, eine bestimmte Ernährung, eine mütterliche Hut, und die findet sie doch weit besser im Leibe eines hochstehenden Thieres als im Meerschlamme oder im Koth; Ei und befruchtende Zelle hochstehender Thiere, diese bereits organisirte Materie, sind doch der geeigneteren Stoff für die Menschenseele, um ihn zu durchdringen und in ihm sich darzubieten, als der Erdenkloß, dem Jehova den Athem einbläht! Jene Thiere sind die Organe, die der Schöpfer verwendet um den befruchteten Keim zu erhalten, der einer neuen Wesengattung die Möglichkeit zur Verwirklichung bietet, und der Träger einer neuen Form oder Idee wird; und dann liegt das Menschenkind an der Mutterbrust und empfängt die nöthige Pflege bis es selbständig wird. Und es unterscheidet sich wohl noch nicht viel von den Eltern, aber es trägt die Anlage zu all dem in sich, was im Verlauf vieler Generationen sich zu dem Menschenleibe entwickeln

wird, der nun den Begriff verwirklicht, den Organismus des selbstbewußten Geistes darzustellen, der nun für viele Jahrtausende seinen Typus bewahrt. So haben wir nichts Unnatürliches, und kein anderes Wunder als das immerdar sich vollziehende, bei der Entstehung jedes Menschen gegenwärtige, daß die Eltern den natürlichen und gemüthlichen Stoff bieten für die Gestaltung einer neuen Lebensidee, eines eigenthümlichen Gottesgedankens.

Ob es uranfänglich eine einzige Zelle war, aus welcher alles Lebendige auf Erden hervorgegangen, ob viele mit verschiedenen Richtungen und Bildungsgesetzen, das vermögen wir heute nicht zu begründen; nur daß die Anfänge einfach sein mußten um sich erhalten zu können, nur daß die vielgliedrigen Organismen andere einfachere zur Voraussetzung haben, die ihnen die Lebensbedingungen boten, das können wir sagen, und können uns freuen, wenn die Naturforschung immer klarer die Verwandtschaften der Geschlechter, die zusammenhängende Kette des Emporgangs nachweist, auch wenn die Phantasie des Menschen hier noch oft ihr eigenes Spiel treibt neben der Urphantasie, der Schöpferin der Typen und des Weltplans.

Der Mensch erhebt sich über die Natur, indem er zugleich als Naturwesen innerhalb ihrer stehen bleibt, in die sittliche Weltordnung, als deren Glied er durch die Ideen des Wahren, Guten, Schönen, durch Staat und Religion, durch Sprache, Kunst und Wissenschaft sich von den Thieren unterscheidet; aber langsam muß er diese geistigen Güter in sich selbst verarbeiten, denn dem Geist eignet nur, was er sich selbst zum Bewußtsein bringt. Selbstvervollkommnung ist des Menschen Bestimmung; das Ziel der Entwicklung, das Bildungsgesetz trägt er in sich wie die Eichel den Baum, wie das Ei den Adler, und in seinem Bewußtsein erfährt er als die Idee das Vollkommene, das Göttliche und Ewige; er ahnt es; was es sei, das zu erkennen, ist eine Lebensaufgabe des ganzen Geschlechts. Der Menschenleib aber war als Organismus des Geistes für diesen bestimmt; im ersten Menschenkeim, der im Schooße der Thierheit aufwuchs, war der aufrechte Gang angelegt. Denn wie wol wir uns aufrichten und aufrecht behaupten durch den Willen, die Möglichkeit dies zu thun muß vorhanden sein; ja die Einrichtung des Leibes kommt dem Geist anregend entgegen. Unser Fuß mit Ballen und Ferseubein, die Kniegelenke, die Lenden sind für den Stand gebaut, und stehen wir, so ruht der Kopf beweglich auf dem Halswirbel, ohne daß es uns Mühe macht ihn zu tragen; das ist sogleich der Fall, wir ermüden von seiner Last sowie wir nach Art der Thiere auf allen Vieren gehen oder kriechen; auch die Elbogen sind dafür nicht eingerichtet. Goethe schreibt in seinem letzten Brief, an dem Tag seines Erkrankens zum Tode, an Wilhelm von Humboldt: „Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten; ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls; sie haben jedoch den Vorzug ihre

Organe wieder zu belehren.“ Es ist ja der Lebenskeim, der in unbewusster Thätigkeit die Organe zum Ausdruck seiner Wesenheit heranbildet, seine Triebe in ihnen zu Tuge fördert, und dadurch kann er mittels ihrer seiner selbst inne werden. Die Menschenseele hat unbewußt den Leib gestaltet, nun richtet er sich auf, und gewinnt die Hände frei, und frei ertönt die Stimme aus der Brust und frei blickt das Auge um sich und aufwärts; so wird er durch seine Organe belehrt, und er belehrt sie wieder, wenn er nun den Laut artikulirt zur Sprache, wenn er nun den Blick forschend in die Welt dringen läßt, wenn nun die Hand nach idealen Anschauungen und Phantasten Neues schafft, den Stein, die Keule zur Waffe macht, um die eigene Kraft zu stärken, ein Haus baut, Werkzeuge bereitet, Künstlerisches bildet. Die aufrechte Stellung ist das Mittel für das geistige Leben; sie ist der Anlage nach da, sie bietet die Möglichkeit zu seiner Verwirklichung und gibt den äußeren Anstoß dazu. So sind Boden, Regen, Sonne Bedingungen für die Rose, aber die blüht doch nur, weil sie im Kerne ideal vorhanden war. Neben der Günst der Umstände ist es „die große Meisterin, die Noth“, wie Hölderlin sie so prächtig bezeichnet, welche die schlummernden Vermögen zur That erweckt und die Wesen antreibt, durch Anstrengung sich zu entwickeln. Der Mensch greift zum Stein, um sich zu vertheidigen, und die Perioden des vorgeschichtlichen Weltalters charakterisiren sich nach dem Material, das er zu Schneidewerkzeugen und Waffen verwerthet, als Stein- Erz- und Eisenzeit.

Es steht jetzt erfahrungswissenschaftlich fest, daß der Mensch schon in Wäldern und Höhlen lebte, als der Genosß von Thieren wie Mammuth und Höhlenbär, die nun ausgestorben sind, daß er sie jagte, durch Muth und List überwältigte, in ihr Fell sich hüllte, und ihre Markknochen an rechter Stelle mit sicher treffendem Schlag zu öffnen verstand. Aus den Splittern von Knochen und Feuersteinen bildete er sich Nadeln, Pfeil- und Speerspitzen, und er lernte die Steine so zu behauen, daß sie in einen Stiel eingeklemmt oder eingebunden mit Bast oder Sehnen ihm als Hammer oder Beil dienten. Mit der rohesten Bearbeitung tritt der ästhetische Sinn für Symmetrie hervor. Der Mensch lebt in der Familie, in der hilfreichen Gemeinschaft, an deren Spitze der Vater, der einsichtige starke Führer steht, und es beginnt eine Theilung der Arbeit nach Altern und Geschlechtern. Die Funde von Boucher de Perthes im Sommethal bei Abbeville haben durch die Untersuchungen belgischer und schwäbischer Höhlen ihre Bestätigung und Erweiterung erhalten; er selbst hat praktisch dargethan, wie mit einem Kiesel in einem Holzstiel der Feuersteinknollen sich zu jenen Geräthen bearbeiten läßt, und fügt hinzu: der Erste, welcher einen Stein gegen einen andern schlug, um ihm eine Form zu geben, that zuerst den ersten Meißelstich für die Monumente

des Parthenon. Mit Kieselwerkzeugen aber haben auch die alten Aegypter und Mexikaner ihre Bilderschrift dem Gestein eingegraben.

Es folgt eine zweite Stufe der Menschheit auf welcher in Mitteleuropa das Rennthier verbreitet war, die Gletscher der Schweiz sich bis an den Jura erstreckten und von dem Eise Scandinaviens die Findlingsblöcke nach Norddeutschland getragen wurden. Noch ist der Mensch Fischer und Jäger, aber er beginnt Thiere zu zähmen, sich eine Hütte zu bauen, sich zu schmücken und durch das Feuer sich geistig und leiblich ein höheres Leben zu bereiten. Steingeräthe und Knochen werden regelmäßiger behauen, runde Muscheln in der Mitte durchbohrt, mit Linien umsäumt, um gleich den Zähnen wilder Thiere, diese wol auch als Siegeszeichen, den Hals zu verzieren. An die Stelle der Höhle tritt die Hütte unter dem Baum als Wohnstätte, Geflechte zu Matten, Körben und Taschen aus Gerden, Bast, Riemen zeigen den Wechsel auf- und abtauchender Streifen, vom Mittelpunkt ausstrahlende, den Mittelpunkt umkreisende Linien, und daraus werden Motive späterer Decoration. Man richtet Steinplatten auf, deckt sie mit einer solchen und bestattet die Todten in diesen Steinkisten; man gibt ihnen Waffen mit. Das beweist, daß die Gedanken von Gott und Unsterblichkeit im Gemüth aufdämmerten. Die Pfriemen und Nadeln aus Knochen bereitet, zeugen für die Kleiderverfertigung, für Nähen, das den Faden verlangt. Pfeil- und Lanzenspitzen sind nun mit Widerhaken versehen und in regelmäßiger Ordnung bilden diese eine Harpune; Steinbeile und Messer werden nun geglättet, und haben viel größere Schneiden; Sägen werden eingezackt, Knochen und Steine werden durchbohrt; Feuersteinsplitter dienen dazu, und hier war Gelegenheit Funken aussprühen zu sehen, zu gewahren wie das Material sich erwärmte, und wenn man den harten Bohrer im weichen Holz lang und rasch drehte, so fing es Feuer. Indem der Mensch das Feuer hervorrief, war es in seiner Gewalt, stand er ihm nicht fremd gegenüber. Der vom Blitz entzündete flammende Baum mußte ihn erschrecken; daß aber im Wind bewegte Nester sich durch Reibung entzündet und so dem Menschen ein Vorbild gewesen, scheint mir völlig unmöglich. Darwin denkt an Vulkane, an denen ja die Gluth sich lange hält und unter der Decke fortglimmt; aber selbst wenn der Mensch hier sich Holz angezündet, die Flamme ging bald wieder aus. Daß aber die Feueranzündung durch sich einbohrende Reibung beim Opfer in Indien die heilige blieb, daß so das Nothfeuer in Deutschland, das Wiltshire in England gewonnen, so die erlöschene Flamme der Vestalinnen wieder erweckt ward, dies bezeugt uns, daß hier die Art und Weise der ersten Feuererzeugung vorliegt. Mit Recht betont Caspari wie hier dem Menschen Ursache und Wirkung in ganz neuer Weise entgegentrat, wie sich hier das irdische Gegenbild für die Sonne und die Gestirne des Himmels zeigte, wie die Seele als der himmlische Funke erscheinen

konnte, der den Leib erwärmt, durchdringt und wieder aus ihm emporsteigt; die Flamme schien im Holz zu schlummern und als verzehrende Schlange hervorzuspringen; ein geheimnißvolles Inneres im Aeußeren war offenbar geworden. Caspari geht zu weit, wenn er die Lahmheit bei Vulkan, Dädalus und dem Schmied Wieland daher ableitet, daß die Gebrechlichen, Lahmen daheim hätten für die Jäger und Krieger die Geräthe und Waffen bereitet und so in den Besitz des Feuers gekommen wären, und wenn er sie nun als Zauberer und Feueranzünder einherwandern und priesterliche Macht erwerben läßt. Aber der Gesichtskreis der Menschheit war erweitert, es war ein neuer Lichtausgang im Bewußtsein. An die Stelle des rohen Fleisches tritt das gebratene, gekochte; der Anbau des Getreides wird durch das Backen der zerriebenen Körner zum Brode eingeführt, das Gefäß aus gebranntem Thon wird möglich, ja es wird gefordert, und die Metallgewinnung kann nun stattfinden. Die Feuerstätte wird zum Herd, um den das Haus sich aufbaut, wo die Familie, wo die Stammesgenossenschaft sich zusammenfindet, die Menschen können nun sesshaft werden. Nun finden wir die Spinnwirtel, die zur Weberei hinleiten; und die Thongefäße haben schwungvoll gerundete symmetrische Gestalt, sie haben Linien die in Wellen und im Zickzack sie verzieren, und wenn bei kleinen runden Scheiben der Mittelpunkt offen ist, von ihm aus aber Strahlen kreuzweise nach dem Umkreis gehen und dieser durch eine Kreislinie umsäumt ist, so zeigt sich Einheit in symmetrischer Mannichfaltigkeit. Wenn Schlemann den Schatz des Priamos in Troja gefunden haben will, so ist das eben so lächerlich, als wenn er von einem isländischen Taucher den Becher holen ließe, den Goethe's König von Thule ins Meer geworfen; aber abgesehen von dem Golde, hat er aus der Tiefe der Erde Urzeitliches zu Tage gefördert, das weit älter ist als Homer, das uns an die Kenntnerperiode in Europa erinnert.

Und zu solchen idealistischen Kunstansängen, in welchen die Phantastie der Menschheit frei und architektonisch sich in geometrischen Formen bewegt, ist in Dordogne überraschend auch ein naturalistischer getreten, der in der Nachbildung organischer Wesen sich erweist. Cartet hat solche Bildwerke gesammelt und herausgegeben. Geglättete Knochen oder Geweihe des Kenntners werden zurecht geschnitten, daß der Messerstiel selbst wie ein Thier behandelt ist, dessen Kopf sein Ende bildet, während Kennthiere, Pferde, Fische die Fläche verzieren, ja kämpfende Kennthiere sind auf einer Schiefertafel eingegraben, und ein Elefantenzahn läßt das Bild eines Mammuths erkennen, langmähtig wie der Elefant nicht mehr ist, wie aber sein Vorgänger im Eise Sibiriens gefunden worden. Wie bei den Zeichnungen der Kinder herrscht Profillstellung. Manches ist steif und unbehilflich, aber anderes zeigt die Auffassung des Wesenhaften und Charakteristischen in Formen und Bewe-

gungen, eine erste Regung echter Künstlerthätigkeit. Dabei sind deutlich Einschnitte auf Knochen tafeln als Zeichen zu erkennen die der Schrift vorausgehen, die auf Zahlenbegriffe und Zählen hinweisen. Farbstoffe, die man aufgefunden, lassen neben der Bekleidung mit Thierfellen auch auf ein Bemalen des eigenen Körpers schließen. Es ist öfter bemerkt worden, daß der weiße Mensch für seine Nacktheit empfindlicher ist, als der braune und röthliche, der in der dunklern Hautfarbe selbst schon eine Hülle um sich zu tragen scheint.

Auf den dänischen Inseln und an der jütischen Küste erkannte Steenstrup in massenhaften Ansammlungen von Muschelschalen die Küchenabfälle eines Volkes der Steinzeit. Knochen von Gänsen, Enten, Schwänen, ja des fast ganz verschwundenen großen Tauchers finden sich dort, aber ohne die Wirbel, die der Haushund verzehrte, der auch die Knorpelartigen Gelenke der Ochsen, Hirsche, Schweine vertilgte. Auch mit der Hand gefertigte Töpferscherben finden sich dort sammt Geräthen und Waffen aus Feuerstein, sowie Pfriemen, Ahle, Kämme aus Knochen und Hirschhorn. Jetzt ist die Buche der dänische Waldbaum; ihr ging die Eiche, dieser das Nadelholz voraus. In den Mooren aber der Nadelholzzzeit findet man bei Fichten und Föhren polirte Steinärte in Hirschhornstielen, Lanzen und Pfeile in zweckmäßig wohlgefälliger Form. Aehnlich in französischen Mooren, sowie Haufen von Küchenabfällen aus jener Zeit auch in Italien untersucht worden sind.

„Ins Freie, wo wir hingehören“, sagt einmal Goethe's Egmont; das Leben in der Freiheit wird jenen Urmenschen genureich gewesen sein, so daß sie es vielleicht nicht mit unserer Stubencivilisation vertauscht hätten. Schüttelt doch der Wilde in Amerika den Kopf über den Ackerbauer, der sich täglich hinter dem Pflug, über den Handwerker, der in der Werkstatt sich abmüht, um die Mittel des Lebens zu gewinnen, während er dasselbe nicht genießt. War doch der Botokudenjüngling, der als Knabe in einer brasilianischen Familie erzogen war, der auf einer Universität studirt hatte, so lange schwermüthig, bis er wieder in seinen Wäldern nackt herumstreifte, und warf doch der in England von vornehmer Gesellschaft verhätschelte Feuerländer die Lackstiefel und Handschuhe weg, als er wieder zu den Seinigen kam und seines Daseins wieder froh ward. Oskar Beschel erinnert an die Indianerstämme, wie sie das Jenseits sich als Fortsetzung des Diesseits denken; der große Geist wird sie in wildreiche Gefilde versetzen. So hoffen die Neuseeländer heut, wie die Germanen vor zweitausend Jahren, auf Kampf bei Tag und abends Stegeseier. Ihnen erscheint ihr Leben so glücklich, daß sie das künftige als eine Steigerung des gegenwärtigen denken. Aber wird es sich unser Arbeiter als meilenlange Garnmühle, unser Beamter als große Actenstube, unser Soldat als Kaserne träumen? „Wir alle sind Knechte der Gesellschaft,

mühsam abgerichtet von Jugend auf, um den Dienst eines Rades im Räderwerk des bürgerlichen Lebens, oft genug nur den einer Spindel oder Schraube zu vollziehen. Den Verlust der natürlichen Freiheit, wie sie der Wilde genießt, fühlen wir nie, weil man nicht verlieren kann — was man nicht be-
 sessen hat.“ Oder wir besaßen sie im Paradies der Kindheit, ehe die Schule anging. Oder ein Rousseau fühlt den Verlust und sehnt sich nach dem Naturzustande. Und halb im Ernst, halb im Scherz stimmt Goethe in diesen Ruf ein:

Nichts Ganzes habt ihr allzusamt!
 Habt eures Ursprungs vergessen,
 Euch zu Sklaven veressen,
 Euch in Häuser gemauert,
 Euch in Sitten vertrauert,
 Kennt die goldenen Zeiten
 Nur als Märchen, von weiten!

Den Ersatz bietet uns die geistige Freiheit, die wir in Ideen finden, die Erhebung in das Allgemeinmenschliche, welche Kunst und Wissenschaft uns gewähren, die Liebe, der Aufschwung zum Ewigen und Unendlichen.

Daß auch Aegypten eine Steinzeit hatte, ebenso das semitische Alterthum, dafür zeugt die religiöse Sitte, wenn für die Beschneidung das urthümliche Steinmesser beibehalten wird. So schreibt auch der Chinese das Beil mit dem Schriftzug des Steins. Eine neue Epoche aber wird durch den Gebrauch des Metalls bezeichnet, und zwar sind es die Schneidwerkzeuge, auf die es hier ankommt, ob sie von Stein, von Erz, von Eisen sind; andere Geräthe hat man auch in der Eisenzeit aus Stein und Erz, und durch den Handel kommt einzelnes Eisenwerk zu Stämmen, die für sich noch das Metall nicht zu gewinnen wissen. Das Kupfer findet sich häufig gediegen und ist leicht aus seiner Vererzung auszuscheiden; ein Zusatz von Zinn gibt ihm größere Härte und macht es zur Bronze. Die Eisen- und Stahlbereitung bietet größere Schwierigkeiten, die Ueberwindung derselben aber auch volleren Gewinn. Das Eisen lag zuerst in Meteorsteinen vor; dafür spricht das griechische Wort sideros, das es an die Gestirne, sidera, knüpft, so wie das Aegyptische banepa das vom Himmel Herabgefallene bedeutet. Schmiedekunst und Weberei treffen wir überall bei den Turanern. Damit hängt denn der Uebergang vom Jägerleben zur Viehzucht, zum Hirtenhum und zum Ackerbau zusammen. In turanischen Gräbern der Urzeit aber findet sich bereits die Bronze in der Mischung, welche 10—15% Zinn zum Kupfer setzt, und da diese nun die gewöhnliche ist, so scheint sie von Turanern ausgegangen und von ihnen aus die Bronze verbreitet worden zu sein. Zinn und Kupfer mußten beide häufig sein, wo die Bronze erfunden werden sollte; das weist uns auf die Gegenden des Kaukasus und

Paropamisus. Die Schmiedekunst, die Metallarbeit erschien aber den Völkern selbst als etwas so Wunderbares, daß sie dieselbe den Göttern zuschrieben; gewöhnlich ist es die im Feuer waltende Gotteskraft, naturgemäß, da diese Kunst an das Feuer geknüpft ist. Aus der Gegend zwischen Ural und Altai wurde noch zu Herodot's Zeit die Metallausbeute durch Karawanen zu den Griechen gebracht, und Kolchos, das Ziel der Argonauten, lockte diese durch das goldene Vließ. Semiten und Arier aber besaßen Bronze und Eisen und waren mit der Metallbereitung vertraut, als sie sich zu besondern Völkern schieden. In der Vorzeit waren die Menschen weit mehr als im historischen Alterthum auf der Wanderung; sie waren noch nicht sesshaft, sie zogen umher, bis sie die ihnen zusagende Stätte fanden, und was immer ein Land für die Cultur Förderndes, besondere Culturformen Bedingendes bieten mochte, es mußte vom Menschengeliste ergriffen, aufgeschlossen und verwerthet werden.

Nun im Besitze des Metalles ist der Mensch nicht mehr an die Naturform des Steins, des Horns und Knochens gebunden, nun schafft er selber seine Form für den Erzguß und läßt das flüssige Metall sie ausfüllen, und symmetrisch schwungvolle Linien begegnen uns bei Schwertgriffen und Ringen wie bei Gefäßen. Parallellinien in einfachem Zug wie in Wellen und Zickzack aufgelöst oder entfaltet dienen zur Verzierung; die Spirale, die in weiteren Ringen den Mittelpunkt umkreist, wird beliebt; vertikale und horizontale Richtungen werden betont, Kreise mit angedeutetem Centrum, Dreiecke, Kreuze verzieren die Flächen.

Wie die Sprache aus 400 Wurzeln ihre 40000 Wörter bildet und diese durch Beugung verändert, wie die Natur bei aller Formensülle doch mit ihren Motiven sparsam erscheint und ihre Grundformen in stetiger Wiederholung nach den Daseinsbedingungen der Geschöpfe leise und allmählich gestaltet, hier verkürzend, dort verlängernd, hier etwas entfaltend, was dort angelegt bleibt oder abgeworfen wird, so hat auch die Menschheit in der Kunst urälteste Ueberlieferungen bewahrt, Typen die immer wieder auftauchen und durch die mannichfaltigsten Umgestaltungen wie ein musikalisches Thema durch die Variationen hindurchschimmern.

Semper hat die Urkunst in der textilen Kunst erkannt, unter welcher er alles Binden, Flechten, Weben, Sticken begreift. Von hier haben alle andern Künste, die Töpferei nicht ausgenommen, ihre Typen und Symbole entlehnt, während sie selbst ganz selbständig schöpferisch erscheint und ihre Typen aus sich herausbildet oder von der Natur entnimmt. Er weist darauf hin daß in der Sprache die Ausdrücke Band, Gurt, Kranz, Futter, Bekleidung, Spannung, Decke, wie sie beim Holzarbeiter oder in der Baukunst vorkommen, von dem Geflecht oder Gewebe entlehnt sind, mit welchem der Mensch sich bekleidet. Er weist nach, wie die Mäanderlinie das Riemengeflecht als Band

und Gurt, der Kranz aufgerichteter oder herabfallender Blätter als Symbol der Begrenzung nach oben oder unten von der textilen Kunst aus in die Architektur kamen, wie vom Teppich aus der Schmuck des Fußbodens, der Wände sich gebildet hat. Er weist nach, wie der erwachende Kunstsinne sich doch an das Naturgegebene, an die Beschaffenheit des Stoffes hält, die Eigenthümlichkeiten des Rohstoffes in Form und Farbe treu bewahrt und sinnvoll verwerthet. Die Kunstgestalt soll wie das Ergebnis eigener innerer Bildungskraft des Stoffes erscheinen, das ist auch eins seiner ästhetischen Gesetze; das Nothwendige, Wesenhafte klar und ganz erscheinen zu lassen, das entspricht ihm von Seiten des Geistes. Auch in den Wandreliefs der ägyptischen und assyrischen Bauten sieht Semper Nachbildungen von Teppichen; man ersetzte das Gewebe durch den dauerhaften festen Stein; ja er spricht ausdrücklich sogar von einem Straminstil der Aegypter, von einem Plattstichstil der Assyrer. Aber das wäre offenbar zu weit gegangen, wenn wir annehmen sollten, daß große vielfarbige figurenreiche Stickereien ausgeführt worden seien, ohne daß man auch gezeichnet, gemalt und modellirt habe. Man muß dies letztere gethan haben um jenes zu können, die handwerkliche Kunst erfährt den Einfluß der freien, da sie den Boden bereitet; in der Wechselwirkung wachsen und gedeihen beide; die burgundischen Teppiche sind bedingt durch die Malerschule van Eyck's, für die Teppiche der streitnischen Kapelle hat Rafael die Vorbilder entworfen. Der assyrische Sticker und Weber wird auch sein Muster gehabt haben, wosern er nicht selbst der Entwerfende und Ausführende in einer Person war. Mir galt es, daran zu erinnern, daß wie in der Sprachbildung und im Mythus, so auch bei den Schöpfungen der Menschenhand in der vorgeschichtlichen Zeit der Grund gelegt ward für die in der Cultur sich entwickelnde Kunst und Wissenschaft, daß auf diesen Gebieten mehr die Phantasie als der überlegende Verstand, mehr die instinctive, das einwohnende Gesetz unbewußt erfüllende, als die bewußt erfindende Kraft wirksam gewesen. Der Mensch ist Naturwesen und Geisteswesen zugleich, und aus der Natur des Geistes sind die Anfänge der Cultur in stetigem Wachsthum hervorgegangen.

M. Carriere.

Die neuesten Stimmen über die Reform der Doctor-promotion.

Durch einen scandalösen Vorfall wurde die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf eine Institution unserer Universitäten gelenkt, welche zu Klagen Anlaß gegeben hat, wohl so lange sie besteht. Aber jener Vorfall, die Gr-